



Plauder-Stübchen

1916. * Nr. 37.

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
 Verlag von Adam Etienne, Destrich-Ettville.

Letzte Liebe!

Roman von J. Dalben.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Lilia jubelte laut auf. „Gansi, du schlechter Mensch, das sagst du jetzt erst. Dann reicht es ja, denn ich habe doch von Großmutter zwanzigtausend Mark Pategeld, du weißt doch!“

Er wußte gar nichts, nichts, das Glück hatte ihn ganz benommen. Die Sache mit dem Mammon konnte später erledigt werden, da war noch viel Zeit! Dazu war die Stunde mit ihrem Zauber zu kostbar. Er sagte es ihr leise in das winzige Ohr und sie gab ihm recht. Sie sprachen nichts mehr — sie küßten sich, immer wieder, immer wieder.

Da hielt der Zug, Görlitz war erreicht, das Scheiden kam. „Zum zweiten Feiertag trete ich an bei deinem alten Herrn! Mach's gut, Lilia, Süße!“

Sie nickte ihm lächelnd zu. „Auf Wiedersehen . . . auf Wiedersehen!“

Schon setzte sich der Zug wieder in Bewegung und er sah ihn entleeren mit leuchtenden Augen, das Schönste und Heiligste war ihm von neuem geschenkt — Lilia's Liebe!

Und in die Seligkeit, die sein Herz erfüllte, drängte sich noch eine ernste Freude. Er fühlte es gar wohl, dieses Leid, das ja selbstverschuldet, hatte Lilia innerlich reifen lassen. Sie war nicht mehr so tändelnd und so spielerisch ihm gegenüber wie einst, ein träumerischer Ernst lag über ihrem ganzen Wesen — ein bräutlicher Zauber, der ihn von neuem unlöslich an sie band.

Bürgermeister Luzius saß vor dem breiten Schreibtisch seines Zimmers. Es war Spätnachmittag und Feiertag — Weihnachtsfesttag! Die Flügeltüren nach dem Salon standen weit offen. Von seinem Platz aus sah er auf die schöne Edelstanne, die inmitten des großen Zimmers stand, nur mit weißen Wachs-

lichtern und schimmernden Lametta-Fäden geschmückt. Geheimnisvoll leuchtete der Baum aus der Dämmerung, der seine Dufte seiner Nadeln zog durch den Raum. Sein Blick glitt durch das breite Fenster über die verschneiten Dächer, über die schnee-schimmernde schmale Straße. Glockenläuten zog durch die Luft! Wie still, wie festlich das war, dort draußen, hier drinnen! Lange nicht war ihm das Fest so weihervoll, so schön erschienen wie in diesem Jahr! Eine dankbare Stimmung, voll Freude, erfüllte sein Herz. Und wieder griff er nach dem Brief, den die Nachmittagspost gebracht, dem Dankbrief von Susi Elten. Er las:

Lieber Onkel Ranfred!

Von all den schönen Gaben, die mir das Christkind brachte, ist doch Dein Brief, der die Einwilligung zu Ernas Hochzeit für die Osterfesttage gibt, das Aller schönste gewesen. Eine so frohe Stimmung erfüllt unser altes Forsthaus, daß ich nur wünsche, die Einladungen zur Jagd wären schon ergangen und Du wärest hier! Solch einen wundervollen Winter hatten wir seit Jahren nicht! In blau-weiß leuchtendem Schnee ist unser altes Haus eingebettet und der Kutscher hat uns erst einen Weg zur Straße bahnen müssen. So herrlich sah ich den Wald noch nie! So kirchenstill in seiner Rauheitspracht! Die schwarz-grünen Tannen zu seiten un-

seres Hauses dünten mir wie die Wächter in meinem Zauberreich.

Erna, Ranfred und ich haben nun mit Skilaufen begonnen, es ist ganz leicht, ich kann Dich versichern. — Herrlich nehmen sich meine Tadel dabei aus, das jault und tobt wie die wilde Jagd hinter mir her, und am liebsten stieß ich oft einen Juchzer nachdem andern aus — so froh bin ich!

Vater hat mich neulich in meinem wei-



Österreichisch-ungarische Kriegsverletzte im Kriegslazarett in Brest-Litowsk bei Gehübungen mit Hindernissen.

ßen Skianzug aufgenommen, ich lege Dir ein Bild davon in den Brief. Mitte Januar ist die erste Jagd im neuen Jahr und ich zähle die Tage bis dahin! Denn dann kommst Du und ich kann Dir mein neues Märchen vorlesen. Keinem Menschen könnt' ich es zeigen, mein Geschreibsel — nur Dir! Ich glaube, ich könnte das Schwerste vollbringen, wenn Du mich darum bitten würdest.

Das nennt man wohl Vertrauen, nicht wahr? — Mit meinen französischen Studien komme ich nur langsam vorwärts. Mutter braucht mich zu viel im Haushalt.

Du fragst mich, ob ich mich auf die Reise mit Dir und Lilia freue? Ach, Onkel Manfred, ich kann nicht an die Verwirklichung dieses Planes glauben — für mich nicht! Vorerst kommt ja nun erst die große Treibjagd! Der neue Oberforstmeister will auch dazu herkommen, wir werden das Haus voll Gäste haben! Ach, Onkel Manfred, wie unsagbar freue ich mich!

Es grüßt Dich tausendmal. Suzette.

Er legte den Brief aus der Hand und griff nach dem kleinen Bild, das Susi darstellte in lebenswarmer Natürlichkeit. Sie stand, auf die Schneehölzer gestützt, auf breitem Waldbweg, eine Gruppe Tannen als Hintergrund. Eng schloß sich die weiße Wolljade um ihre junge, biegsame Gestalt, groß und ernst blickten ihre Augen unter dem weißen Käppchen ihn an, eine Frage stand darin wie träumende Sehnsucht.

Wie ihn das Bild freute! Es zauberte ihm ihre holde Gegenwart zurück in diesen Raum, greifbar deutlich sah er sie an dem alten Spinett sitzen, hörte er ihre weiche, helle Stimme ansetzen: „Ninon . . . Ninon! Qu' as tu fait avec ta vie?“

Im Nebenzimmer wurden Schritte laut, er blickte auf aus seiner Versunkenheit. Lilia stand auf der Schwelle der offenkühnenden Tür.

„Störe ich dich, Vater?“ — fragte sie leise.

„Meine Tochter stört nie! Was möchtest du denn, Lilia?“

Sie kam langsam zu ihm heran und stützte beide Hände auf die Armlehne seines Sessels.

„Ich möchte dir etwas erzählen, Vater. Dich um etwas bitten! Aber wirst du auch Geduld haben, mich anzuhören?“

„Ich bin in Festtagsstimmung!“ er lachte gut gelaunt zu ihr auf, „sag nur an!“

Ja, er war in guter Stimmung, sie hatte einen günstigen Augenblick gewählt, und nachdenklich forschend glitt ihr Blick über sein interessantes Profil. Sie staunte noch immer über die Veränderung, die mit ihrem Vater vorgegangen war, die ihr nach der längeren Abwesenheit vom Elternhaus ganz besonders auffiel. Wo war der herrliche Tonfall geblieben, den der Vater so oft im Haus anzuschlagen liebte. Wo der nörgelnde Unmut, den er so oft vom Amtszimmer mit heimgebracht? — Wer oder was hatte ihn so verändert, die Güte gewedt, die im innersten Kern seines Wesens so lang geschlummert hatte, die so selten nur die dumpfe Atmosphäre ihres Hauses durchsonnt hatte. Was hatte ihn so gewandelt, den satirischen Zug von dem geistvollen Gesicht genommen und dafür ein Etwas hineingeschrieben, das ihr Nachdenken forderte wieder und wieder.

„Nun, Lilia?“ — Leise und zärtlich klang die Frage durch das Dämmerdunkel des Zimmers. „Was ist's, um was du mich bitten möchtest?“

„Vater . . . ich habe einen Lieb, so lange schon, und morgen vormittag will er bei dir um mich werben! — Der Leutnant Laffen ist's, der einst hier im Regiment stand. — Wir lieben uns schon lang, Vater, aber ich war zu feig, ich wagte nicht, dir alles mitzuteilen damals in Swinemünde!“ Ihre Stimme brach und schluchzend lehnte sie den dunklen Kopf an seine Schulter. „Arme, keine Lilia! Solch ein Tyrann war ich dir? — Und heut hast du endlich Vertrauen zu mir?“

Sie nidte unter Tränen lächelnd zu ihm auf.

„Er hat jetzt Boden unter den Füßen, damals nicht, mußt du wissen. Da war er ganz arm, der Hans. Aber da wollte er so gern auf mich warten, und wenn es noch so lang gedauert hätte. Aber jetzt hat ihm sein Onkel Theobald sechzigtausend Mark hinterlassen, denke dir, Vater, dieses Glück, dieses unsagbare Glück!“ Sie legte die schlanken Arme um seinen Hals und ihre rosige Wange an die seine. „Vater, darf er kommen?“

Er nidte schweigend und strich zärtlich über ihr dunkles Haar. „Er soll nur kommen, Lilia! Ich will, daß du glücklich wirst. — Es ist etwas so unsagbar Trauriges, wenn man versäumt, dem Ruf des Herzens zu folgen, und es war unrecht von mir, dich so schnell zu binden, nur um dich wohl versorgt zu wissen! Das Leben ist ernst, es fordert unsere ganze Kraft, unsern ganzen Mut, und wohl uns, wenn wir einen Kameraden zur Seite haben, der uns versteht bis in die kleinste Faser unseres Seins, unseres Fühlens und Denkens, der die Last mit uns trägt, daß sie uns leicht dünkt wie ein Blumenblatt! — Er soll kommen, Lilia!“ — Und einen Kuß auf ihre Stirn drückend, erhob er sich langsam aus seinem Sessel.

Lieber, lieber Vater! Wie danke ich dir!“

Stärklich und dankbar küßte sie seine Hand, und er trat mit ihr in das weihnachtlich geschmückte Zimmer, wo der hohe, grüne Baum stand im Schmelz seiner weißen Lichter und den flimmernden Gold- und Silberfäden.

„Dieses Glück, Vater, dieses unsagbare Glück!“

Noch hallten die Worte und ihr bebender Klang ihm im Ohr. Die ganze Seligkeit ihres jungen Herzens lag darin und ein Seufzer öffnete ihm jetzt die Lippen, ein schwerer, tiefer Seufzer.

„Qu' as tu fait — Qu' as tu fait avec ta vie . . .“ sang es und klang es in ihm. Er trat an Lilia heran, die vor ihrem mit Gaben reich bedeckten Tisch stand.

„Was würdest du dazu sagen, Lilia, wenn du mich Ende Februar nach Italien begleiten würdest?“ — Er lächelte über ihr sprachloses Entzücken.

„O Vati, wie herrlich!“

„Denn ich ahne schon, daß wir dich nicht allzu lange mehr behalten werden! Wenn die Schwalben kommen, werden dir wohl auch die Hochzeitsglöden läuten! Da ist es ganz gut, wenn ich dir vorher noch ein Stückchen Welt zeige, und die kleine Susi Elten nehmen wir mit! Das arme, kleine Mädel hat so gar nichts von seiner Jugend!“

„Da hast du ganz recht, Vater! Da reisen wir zu dritt in die schöne Welt hinein — wie schön wird das sein — wie ein Märchen!“

„Ja, schön soll es werden! Ich habe mir schon den ganzen Plan zurechtgelegt, in Luzern machen wir die erste Station und dann gehen wir langsam weiter, der Riviera zu!“

„Und Nutti?“ fragte das Mädchen leise.

„Mutter sorgt unterdessen für deine Ausstattung, die macht sich nichts aus dem Reisen, das kenne ich doch zur Genüge!“ Etwas von dem Unmut früherer Tage klang aus seinen Worten, und erschreckt sah Lilia zu ihm auf.

Aber noch stand das gütige Lächeln auf seinem Gesicht.

„Bring mir den Tee in mein Zimmer, Lilia, und ein belegtes Brötchen dazu!“

Und während Bürgermeister Luzius an seinen Schreibtisch zurückkehrte, eilte Lilia, seinen Wunsch zu erfüllen. Wie gut der Vater war! Welch eine herrliche Zeit wartete ihrer! Und morgen kam der Hans, „ihr Hans“, und die goldgeränderten Karten, die ihre Verlobung bekanntgaben, flatterten hinaus in die Welt. Und leise sang sie Eichendorffs Worte:

„Zachgen möcht' ich, möchte weinen,
It's mir doch, als könnt's nicht sein,
Und die Nachtigallen schlagen's:
„Sie ist deine — Sie ist dein!“

Das neue Jahr hatte mit einem jähen Wettersturz begonnen. Ein feiner Regen ging nieder und wusch die leuchtende Schneepacht in wenigen Stunden fort.

Der Jagdtag, der Frau Elten ein Duzend Gäste ins Haus geführt, brachte von neuem scharfen Frost und gefährliches Glatteis. Aber dennoch war man in bester Laune am frühen Morgen zur Treibjagd aufgebrochen. Der Sandichneider hielt vor der offenen Tür des Forsthauses, der alte Friedrich in seiner verbliebenen Livree saß bereits auf dem Bod. Neben ihm stand ein Kutschenforb und im Innern des Wagens war das Jägerfrühstück sorglich verpackt. Es bestand in kräftiger Erbsuppe mit Schweinsohren, Böckelbraten und Sauerkohl. Frau Forstmeister Elten sah hochbefriedigt aus, während sie da und dort nachhals.

Jetzt trat Susi an den Wagen. Sie sollte dem Vater und seinen Gästen das Frühstück überbringen. Der Maserpfuhl, eine Waldlichtung, die Tische und Bänke zu diesem Zweck aufwies, war wie jedes Jahr zur Zusammenkunft bestimmt.

Der Blick der Frau hastete an der Tochter voll Stolz und Freude. Wie gut ihr das grüne Rodentostium zu Gesicht stand, der felseiche Jagdhut mit dem Adlerflaum, unter dem sich das dunkle Haar in üppiger Fülle bauschte. Wie strahlend war der Blick der großen, graublauen Augen, wie anziehend dieses blasse Gesichtchen, in dem der volle, kleine Mund in jugendfrische leuchtete. Herrlich, zu vollster Blüte hatte sich die schlankte Gestalt entfaltet. Leicht und gewandt erklimmte sie jetzt den hohen Sitz.

„Adieu, Mutter!“

„Gute Fahrt, Susi! Grüße den Vater!“

Die Pferde zogen an und in schnellem Tempo rollte der Wagen den sonnenhellen Weg hinab. Längst war er ihren Blicken entschwunden und noch immer stand Frau Elten auf den Sandsteinschwellen vor der Haustür. Sie hatte Zeit heute.

Dem Jagdfrühstück schloß sich später ein frugales Mittagessen an, das im Stadthotel eingenommen wurde. Ihr war damit eine Last vom Herzen genommen, denn sie hatte fünf Herren der Jagdgefellschaft zu Logiergästen, unter anderen auch den neuen Oberforstmeister Graf Holzbrück und Ernas Schwiegervater, Bürgermeister Luzius.

Bis jetzt war alles tadellos verlaufen, Susi war ihr mit Erna fleißig zur Hand gewesen. Überhaupt hatte sich ihre Jüngste gut herausgewachsen. So verständig und fleißig stand sie ihr im Haushalt zur Seite, als sei sie um Jahre gereift, seit sie von ihrer

eingehen
ruf einfr
Also
mit me

in
lieben
ein besch
daß er
raschte
Jungge
und der
mitgeteil
Besserun
Mein
Freund
und war
mehr be
nächsten
einer Er
kleinen G
keine Be
zurückge
schlossen
wo me

In
daß On
weiter
Unse
Testame
wir san
lade sein
zu erwa
verjährt
stellte te
Markt u
Guthab
wir nich
mein D
Vermög
erfolglos
mußten.
tum, w
was für
nahmen
auch ein
rahmen
meiner

In
nicht re
hatte, l
wir uns
Hier
Gänzlich
meine
gewisse
Füßen
so schne
heit ger
schnell
Verlauf
Es n

hatte sic
süßen so
sprach
den nä
Sachen
Ich nah
Aufstet
das Bi
„On
Ich
wenn i
getäusch
plötzlich
seine
es nun



Die schwedische Hafenstadt Helsingborg. (Mit Text.)

bacher waren gar handfeste Leute und haben nicht lange Spaß | hat sich den Kopf zer-



Eine neuartige Tragbahre im deutschen Sanitätswesen. (Mit Text.)

und ist auf dem Wagen hoden geblieben.
Es kommt schon so nach Mitternacht herum sein, wie die Zigeuner auf einem kleinen freien Plätz, mitten im Wald, halt gemacht haben. Da ist der Fichtenfranz rasch abgesprungen und hat sich vorsichtig hinter ein dichtes Gesträuch versteckt und hat abgewartet, was noch werden wird.

Die Zigeuner haben ein Feuer angezündet und haben sich darum gelagert, und die Weiber haben ange-

g'macht mit Diebsg'sindl!
Aber der Fichtenfranz denkt, und der Zigeuner vorn auf dem Bod lenkt — und zwar lenkt er dicht vor Silberbach links in einen Waldweg ein. Einen ordentlichen Stich hat es dem Fichtenfranz geben, wie er das gesehen hat; dann aber hat er sich wieder ein Herz gefaßt. „Und wenn es in die Höll geht, mein Bräunl verlaß ich nie!“ hat er zu sich selbst gesagt | Jahre bei der Kavallerie gedient. Mit raschem Griffe erfaßt er



Geh. Hofrat Prof. Dr. Johannes v. Nante. (Mit Text.)



Beförderung eines zerlegten deutschen Flugzeugs mittels Automobils durch eine Ortschaft des westlichen Kriegsschauplatzes.

fangen zu kochen. Dem Fichtenfranz sein Bräunl haben sie am Wagen, ganz in der Nähe, festgebunden, damit sie es immer vor den Augen hatten.

Das andere Pferd aber, ein kräftiges, junges, schönes Rappl, haben sie frei herumlaufen lassen, und hat auch gleich angefangen zu grasen.

Der Fichtenfranz ist derweil hinter dem Gesträuch geessen und hat geschaut und



Lieutenant Wintgens,

der hervorragende Kampfflieger, welcher kürzlich mit dem Orden „Pour le mérite“ ausgezeichnet wurde.

martext, auf welche manierliche Art er wieder zu seinem Bräunl kommen könnte; aber es fiel ihm nichts ein.

Wie er halt gar keinen Ausweg find't und sein armes Bräunl schon verloren gibt, da kommt das freie Zigeunerrappl auf einmal ganz arglos auf ihn zu, bleibt dicht vor ihm stehen und schaut ihn neugierig an mit seinen klugen, vernünftigen Augen. Da ist dem Fichtenfranz ein rettender Einfall gekommen. Umsonst hat er nicht drei

die Mähne und schwingt sich auf und jagt davon, wie vom bösen Geist verfolgt, den Weg zurück, den er in der Nacht gekommen.

Der Fichtenfranz hat gemeint, die ganze Hölle muß hinter ihm lebendig geworden sein. Unter Schreien, Flüchen, Jammern und Schimpfen ist ihm die wilde, schwarze Meute nachgelaufen und hat mit Steinen nach ihm geworfen. Aber der Fichtenfranz hat sich nur den Buckel voll gelacht über die Zigeuner, mit denen er heute ein so gutes Geschäft gemacht hat, und die ihm jetzt nimmer nachkommen konnten.

So ein gutes Geschäft hat der Fichtenfranz schon seit Jahren nicht gemacht. Im ganzen Ort ist's wie ein Lauffeuer herumgegangen: „Der Fichtenfranz hat ein neues, schönes Kappl eingekauft.“ Aber von wem und wo — das hat niemand erfahren.

Der Fichtenfranz hat sich jetzt gar stolz gemacht auf sein prächtiges Kappl und hat fleißig Kurgäste nach Karlsbad gefahren; in den Wald aber hat er sich nimmer hinausgetraut, wegen den Zigeunern. — Wenn ihn ein Nachbar gefragt hat, warum er keine Klöße mehr fährt, da hat er ihm geheimnisvoll ins Ohr gesagt: „Mein Kappl ist waldscheu.“

Da haben die Leut verwundert den Kopf geschüttelt. „Früher war der Fichtenfranz waldscheu,“ haben sie gesagt, „und jetzt ist sein Kappl auch waldscheu, — hat der Mensch ein Pech.“

Soll ich heiraten?

Skizze von Ida Barber. (Nachdruck verboten.)

Liebe Mutter!

Biederholt schreibst Du, daß es Dein Wunsch ist, ich möge die Feiertage in Prag zubringen und Laura näher treten. So gern ich sonst Deine Wünsche erfülle, diesmal wird es mir recht schwer. Lauras Eltern haben mich dringend eingeladen, zu kommen; ich weiß, was solch eine Einladung bedeutet. Ihr habt Laura, als Ihr sie in Ems kennen lerntet, in Euer Herz geschlossen, mir ist sie noch eine Fremde; ich kenne sie nicht, weiß nicht, ob sie mir sympathisch ist, bin vorsichtig, weil ich die Konsequenzen sehe. Laura will — wie alle achtzehnjährigen Mädchen — geheiratet sein. Kommt ein junger Mann ins Haus, der eine Stellung einnimmt, sonst nicht gerade unmanierlich ist, gleich sieht man in ihm einen Freier; ein harmloser Verteiler ist ganz unmöglich. Man gibt sich nicht wie man ist, sondern raspielt Süßholz, bemüht sich, alle Unebenheiten zu glätten, lernt einander nie kennen, wie es, falls wirklich eine Verbindung für's Leben eingeleitet werden soll, nötig ist. Ich bin ein abgesagter Feind solcher Besuche, die auf eine Heirat abzielen und so leid es mir tut, kann ich diesmal, liebe Mutter, Deinen Wunsch nicht erfüllen. Ich habe mich auch mit Onkel Alfred brieflich über diesen Fall unterhalten; er schreibt mir: „Bleibe ledig! Ledig! Ledig!“

Was kann den Onkel, der doch in glücklicher Ehe mit seiner Frau lebt und liebe, gute Kinder hat, zu diesem Mahnruf bewegen haben? Ich denke darüber nach und komme zu dem Entschluß, einstweilen alle Heiratsprojekte zu vertagen, den in Prag geplanten Besuch abzusagen.

Laura soll ja, wie Ihr mir sagt, lieb und gut sein, aber von meiner Zukunftsigen verlange ich doch mehr. Ich kann mich nicht mit dem Gedanken befreunden, lebenslanglich an ein Wesen gefesselt zu sein, das mir nicht mehr als ein guter Kamerad ist, ganz abgesehen von den Verpflichtungen, die man diesem guten Kameraden gegenüber zu erfüllen hat.

Ich bitte dich, liebe Mutter, meiner Anschauungsweise das richtige Verständnis entgegenbringen zu wollen und mir meine goldene Freiheit noch einige Jahre zu lassen.

In steter Liebe Dein Sohn Oskar.

Teurer Sohn!

Du bist auf Abwegen! Lasse Dich von Onkel Alfred nicht irre machen! Was ihn zu dem Mahnruf: „Bleibe ledig, ledig, ledig“, bewegen, ist mir sehr klar. Um des lieben Hausfriedens willen hat er seiner Frau zu viel nachgegeben; die Haushaltung nimmt Unsummen in Anspruch, steht nicht im Verhältnis zu seinen Einkünften. Deine Tante ist eine gute, aber wenig einsichtsvolle Frau; was sie will, muß geschehen; sie hat kein Verständnis dafür, daß der Mann nicht das Lasttier der Familie sein darf, daß seine Kräfte sich abnützen, seine Nerven im ewigen Kampf ums Dasein ermüden. Onkel Alfred bedarf der Ruhe, kann sie sich aber nicht gönnen, da der teuere Haushalt mehr Geld erfordert, als er bei milder aufregender Tätigkeit besitzt. Er hat mir schon vor Jahren vorgerechnet, daß er — hätte er nicht geheiratet — sich jetzt zur Ruhe setzen, von seinen Renten leben könnte; so aber heißt es: „weiter arbeiten, spekulieren, den Kampf ums Dasein in seiner ganzen Schwere durchkosten.“

Wenn wir Laura West für Dich in Vorschlag brachten, so waren wir der Überzeugung, daß sie trotz ihrer sehr bedeutenden

Mittgilt einfach, bescheiden, allem Luxus, den Du nicht billigst, abhold leben wird, daß sie genug geistigen Fond besitzt, um ihr Herz nicht an die Güter zu hängen, die das Leben „vergänglich zieren“. Verne sie kennen, lieber Sohn: Ein Besuch verpflichtet ja zu nichts. Dein Kommen wird um so weniger auffallen, als auch jetzt, wie mir Frau West schreibt, eine Verwandte aus Berlin bei ihnen weilt; sie ist die Tochter einer Kusine, soll sich zur Lehrerin ausbilden, um dereinst für ihren Unterhalt sorgen zu können; die Eltern haben ihr nur wenig hinterlassen.

In Deinem nächsten Briefe, lieber Sohn, teilst Du mir hoffentlich schon mit, wie Dir Laura gefällt. Mit herzlichen Grüßen Deine Mutter.

Teuere Mutter!

Seit drei Tagen bin ich in Prag, wurde von Wests sehr freundlich aufgenommen. Scharmante Leute! Trotz ihres vielen Geldes nicht anmaßend, sehr sympathisch. Laura ist schüchtern, macht nicht den Eindruck eines in reichem Hause erzogenen Mädchens. Ihr Wissen ist lüdenhaft, ihr geistiger Horizont beschränkt; trotz ihres hübschen Außern und ihrer eleganten Toiletten hat sie keinen Reiz für mich. Viel lieber unterhalte ich mich mit ihrer Berliner Kusine; sie heißt Rosa Allers, ist ein reizendes, sehr lebhaftes Mädchen, hat viel gelernt, ist schelmisch, neckisch, gutherzig, so recht ein lieber Schatz, der unser Herz im Augenblick erobert. Laura verblaßt, wenn ich sie mit Rosa vergleiche. Gib Dir keine Mühe, liebe Mutter! Für Laura werde ich mich, und besäße sie eine Million, nie erwärmen können! Du weißt, Geldheiraten sind mir zuwider; ich verkaufe mich nicht!

Bei Rosa brauchtest Du mir nicht zureden; sie gehört zu jenen seltenen Schönheiten, die im Momente, da man sie sieht, das Herz höher schlagen machen; unterhält man sich mit ihr, so — doch ich breche ab: wollte ich Dir sagen, daß ich sie für klug, geistreich, unterrichtet halte, daß sie dem Ideal, das ich mir von meiner Lebensgefährtin gemacht, entspräche, Du würdest mich sofort zurückberufen oder mir schreiben: Hands off! Du darfst kein armes Mädchen heiraten! Mußt an Deine Zukunft denken!

Ja, leider ist es so! Ich wollte schon heute abreißen, aber Frau West bat mich, noch zwei Tage zu verweilen; sie geben Sonntag große Gesellschaft — mir zu Ehren. Ich konnte nicht Nein sagen, bleibe auch — aufrichtig gestanden — gerne.

Rosa Allers soll meine Tischnachbarin sein. Warum nicht die Tochter des Hauses — wirst Du fragen? Ist mir selbst rätselhaft. Vielleicht will man den Geladenen nicht zeigen, daß man mich ihretwegen kommen ließ.

Onkel Alfred schrieb ich heute, daß mir seine Theorie vom Lebighleiben doch nicht ganz sympathisch ist. Es muß ja herrlich sein an der Seite eines liebenden, gleich denkenden, ideal angelegten Wesens den Lebensweg zu wandeln! Jammerichade, daß die Rosa — nein, nein, fürchte nichts, liebe Mutter, ich weiß mich zu beherrschen! Es ist nur eine Wallung des Blutes, wäre sträflicher Leichtsinns, dem armen Mädchen Hoffnungen zu machen. O, wenn Laura Rosa wäre! Eitler Wunsch! Mit Tausend Grüßen Dein Oskar.

Geliebte Mutter!

Ich bin der Glückliche der Sterblichen! Denke Dir, die angebliche Rosa ist Laura, hat dieser Tausendbassa — um mich besser kennen zu lernen, mit ihrer Kusine die Rollen getauscht. Und bei der großen Gesellschaft kam alles zutage und ich, der ich am Abend zuvor — wer kann gegen seine Gefühle? — der vermeintlichen armen Kusine meine Liebe gestanden, hatte nichts Eiligeres zu tun, als meine Angebetete in dem Momente, da der Schleier des Geheimnisses fiel, in Gegenwart der ganzen Tischgesellschaft zu umarmen, an mein Herz zu drücken und unseren Bund mit einem herzhaften Kuß zu besiegeln. O, geliebte Mutter, wärst Du dabei gewesen! Es war ein Donnerausch, der mein Herz noch in späten Tagen mit Jubel erfüllen wird!

Und ich Efel dachte daran, ledig zu bleiben! Bin nur auf Deine Zureden nach Prag gefahren, ahnte nicht, welchen Engel die Vorsehung mir hier bescherte. Tausend Dank, liebe Mutter, daß Du so gut Vorsehung gespielt! Alles, was Du mir von Lauras Vorzügen, ihrer Schönheit, ihrem Adel des Geistes und Herzens mitgeteilt, verblaßt vor der Wirklichkeit.

Laura ist ein Ideal!

In acht Tagen findet unsere offizielle Verlobung statt. Selbstverständlich bleibe ich bis dahin hier. Wie freue ich mich, Euch zu umarmen, zu Zeugen meines Glückes zu machen!

Theorien vom „Nichtheiraten“ sind längst durch Lauras bezaubernde Liebenswürdigkeit zu Falle gebracht. Ja, man soll heiraten, wenn man das Glück hat, ein so schönes, geistreiches, engelgutes Mädchen zur Lebensgefährtin zu gewinnen!

Meine Sinnesänderung erfüllt Dich, liebe Mutter, gewiß mit großer Freude; sie bezieht sich aber nur auf meinen speziellen Fall; würde mich ein anderer fragen, der eine Konvenienzheirat

Reise zurück war. Nur in einem war Frau Elten unzufrieden mit Susi. Das war die gleichgültige Haltung des Mädchens dem jungen Lamken, dem Forstfrendar, gegenüber.

Jeder konnte es merken, daß er bis über die beiden Ohren in das Mädchen verliebt war, er machte ja auch gar keinen Hehl daraus. — Warum war Susi so verschlossen, so ablehnend dem jungen Lamken gegenüber, blidte gelangweilt über ihn hinweg bei jeder Unterhaltung, die er mit ihr anstrebte? — Sie konnte nicht flug werden aus dem Mädchen, das so harmlos fröhlich war, so fleißig und tüchtig seinen Pflichten oblag.

Hätte Susi eine andere Reigung gehabt, dann wäre sie anders gewesen, zerstreuter, träumerischer, nicht mit so siegfrohen Augen hätte sie ins Leben geschaut wie eben jetzt. Vielleicht war es auch nur mädchenhafte Scheu und Befangenheit dem Bewerber gegenüber, die sie erst langsam überwinden mußte. Frau Elten lächelte, während sie in das Haus zurückkehrte.

Der Wagen rollte unterdes seinem Ziele zu. Friedrich fuhr jetzt langsamer, denn es ging stark bergan.

Sonst hatte Fräulein Susi immer ein wenig mit ihm geplaudert, er war das so gewöhnt an ihr, die er kannte von Kindheit an. Gute Freunde waren sie gewesen dazumal, als sie noch im kurzen Kleiden herumtollte, und waren es auch geblieben. Aber seit Fräulein Susi von der Reise zurück war, war das alles anders geworden, und das kränkte den Alten gewaltig. Mit seltener Treue hing er an der Herrschaft, am allermeisten aber an dem jüngsten Familienglied. Wie oft hatte sie bei ihm in der Kutschstube gesessen als Kind und sich im Stall ganz heimlich auf die Pferde heben lassen. Schöne Zeiten waren das gewesen! Friedrich nidte vor sich und gab dem Handpferd die Peitschenspiße zu fühlen. Die Füchse setzten sich in Trab, federnd rollte der Wagen nach, die Steigung des Wegs war überwunden.

Zauberhaft schön und still war der Morgen unter dem blauen, blaugetönten Himmel.

Aber heute hatte Susi für die Schönheit der Natur kaum einen Blick. Ihre Gedanken waren weitab, fern in dem südlichen Märchenland der Riviera, wohin sie und Lisa in wenig Wochen den Onkel Luzius begleiten sollte. Gestern schon hatte er mit ihren Eltern alles besprochen und voll Dank und Freude hatte Forstmeister Elten seine Einwilligung gegeben. Er gönnte es seiner Ningsen von Herzen, daß sie einmal ausfliegen durste in die schöne Welt, ein Luxus, den er sich und den Seinen nicht gestatten konnte.

Und aus ihren wachen Träumereien schreckte Susi erst auf, als der Wagen hielt. Man war am Ziel. Aus dem nahen Forsthaus trat die Försterin, die in ihrer Küche das Anwärmen der im Wagen verstaubten Speisen besorgen wollte.

Susi schüttelte der jungen Frau die Hand und fragte nach ihrem Ergehen, während Friedrich die Körbe in das Haus trug. Sie besichtigte die kleine Tafel, die im Wohnzimmer der Försterei bereits gedeckt war, von mächtigen Tannenbrüchen geziert.

Vom Wald herüber wurde ein fröhliches Halali geblasen und Susi trat in die offene Haustür. Zwei Wagen rollten heran und die Insassen schwenkten die verwitterten Lodenhüte.

Eine Viertelstunde später saß man bei Tisch. Susi als einzige Dame, am oberen Ende des kleinen Tafel, ihr zur Rechten und Linken die Ehrengäste des Tages, Graf Holzbrüd und Bürgermeister Luzius. Ein feuriger Rotwein funkelte in den Gläsern, die eifrig geleert wurden, während man den frugalen Speisen alle Ehre antat.

Der junge Lamken beteiligte sich nicht am Gespräch, er versuchte vergeblich, zu erfahren, was Susi so hell lachen machte, was ihre Augen so strahlen ließ.

Der Graulopf an ihrer Seite ließ kaum einen Blick von dem pitanten Profil seiner Nachbarin. Hin und wieder hob er die feingepflegte Hand, an der ein großer Brillantring leuchtete, um das Einglas vor das rechte Auge zu werfen. Purpurn lachte Susis kleiner, voller Mund, und breit und seidig lagen die zarten Wimpern auf dem blassen Elfenbeinton ihrer Wangen.

Graf Holzbrüd war entzückt, so entzückt wie ein Kenner, der irgendein unvermutetes wertvolles Gemälde entdeckt. Und es war nicht nur die frische Schönheit des Mädchens, die ihn fesselte, noch vielmehr die Art ihres Plauderns, ihres Sichgebens ihm gegenüber.

Bürgermeister Luzius war schweigsam bei diesem Frühstück, entgegen seiner Art. Er hatte sich so auf das Wiedersehen gefreut, er hatte seine Reisepläne wie ein schimmerndes Panorama vor Susi aufrollen wollen, und nun hatte sie für ihn so gar keine Zeit übrig. Auch gestern Abend kaum, wo er mit den übrigen Gästen eingetroffen war. Was galt ihm diese Treibjagd, der so selten nur ein Gewehr in Händen gehabt hatte! Einzig wegen Susi war er doch nur gekommen und um ihre Eltern zu bitten, ihrer jungen, schönheitsdurstigen Seele die Wunder einer Rivierareise erschließen zu dürfen.

„Bist du mir böse, Onkel?“ fragte Susi halblaut und legte die schmale Hand auf seinen Arm.

„Dir böse?“ wiederholte er nur und sah ihr lächelnd in die leuchtenden Augen. „Du hast so wenig Zeit für mich, Suzette!“ fügte er leise und vorwurfsvoll hinzu.

„Es geht doch nicht anders, Onkel, bedenke die vielen Gäste vom Vater!“ begann sie eifrig. „Aber hernach, wenn das Treiben wieder beginnt, dann gehen wir zusammen und ich führe dich an den ‚Roten Tritt‘, meinen Lieblingsweg, weißt du! Da zeige ich dir dann mein neues Märchen, ich habe es mitgebracht, ganz kurz ist es — aber es wird dir Freude machen, denk' ich! Ach, und so viel hab' ich dir zu erzählen, Onkel!“ Sie griff lächelnd nach dem hochstieligen Weinglas und hielt es gegen das seine. „Nicht ein einziges Mal hast du mit mir angestoßen!“

„Weil ich dir böse war, Suzette, daß du mit kein Wort und keinen Blick mehr gönnt!“

Sie wollte antworten, als ihr Vater das Zeichen gab, die Tafel aufzuheben. Und wieder war sie der Mittelpunkt der lachenden Gesellschaft, der sie nach Jägerbrauch Hals und Weinbruch wünschte.

Forstmeister Elten freute sich an seinem Liebling. Wie reizend sie war! Wie gewandt sie sich zu geben wußte, wie anmutig sie die Abschiedsgrüße entgegennahm.

Dann war das kleine Zimmer leer und Susi und Bürgermeister Luzius traten als die Letzten aus der Haustür. Sie winkte dem Kutscher und gab ihm Befehl, bis zu den drei Eichen vorauszufahren und dort zu warten. Dann hing sie sich an Bürgermeister Luzius' Arm und folgte der Jagdgesellschaft den breiten Hauptweg hinab.

Und wieder rief ein kurzes Halali zum Sammeln. Die einzelnen Schützen wurden an ihre Plätze verteilt. Noch immer kämpfte die Sonne mit den Nebelschwaden, die in weißgrauem Dunste die ganze östliche Waldseite umsäumten und langsam vorrückten.

(Schluß folgt)

Wie der Fichtenfranz um sein Bräunl kommen ist.

(Nachdruck verboten.)

Humoreske aus dem Erzgebirge. Von Alexis Kolb.

Ein windschiefes Häusl, ein mageres Bräunl und ein noch magereres Stüdl Feld, das war dem Fichtenfranz sein ganzes Habich und Hättich. Aber deshalb hat er keine Traurigkeit spüren lassen und war allweil guter Dinge, gar wenn er hinter dem Biertisch sitzen oder ein vorteilhaftes Geschäft abschließen konnte denn er hat's hinter den Ohren gehabt. So hat er sich denn mehr schlecht wie recht durchs Leben geschlagen.

Im Sommer hat er mit seinem Bräunl bei den Kleinhäuslern geackert, oder er hat Kurgäste von der Bahn nach Karlsbad gefahren, und wenn es keinen derartigen Verdienst gegeben hat, dann hat er Höhe gefahren aus dem Wald, aber nicht gerne, denn das war eine harte Arbeit.

„Mein Bräunl hält die Strapazen nicht mehr aus“, hat er immer gesagt und hat die Schuld auf sein Pferd geschoben.

Vorigen Herbst ist aber das Brot knapp geworden, und da hat er wieder müssen in den sauren Apfel beißen. Den ganzen Tag hat er Holz rüden müssen draußen im Wald, und wie er spät abends heimkommen ist, hat er lamentiert über die Schinderei, und vor lauter Jammer hat er die große Schüssel mit Milchsuppen, die ihm seine Alte hingestellt hat, rein leer gessen, und die hat er sonst net mögen.

Es war eine unheimliche Nacht, und der Sturm hat geheult und an den Fensterläden gerüttelt.

Auf einmal horcht der Fichtenfranz scharf auf und redt den Hals, dann legt er erschrocken den Löffel weg und springt auf.

„Da blasen sie ja gar Feuerlärm“, schreit er erschreckt und läuft zur Tür hinaus.

Kaum kommt er hinaus, da hält ein Zug Feuerwehrlente mit bligenden Helmen, schwankenden, blutrot leuchtenden Pechadeln, langen Leitern und einer Spritze unter Lärm und Rädergerassel, Sirensignalen und Kommandorufen mit einem Ruck vor dem Häusl.

„Jes Marand und Joseph“, schreit der Fichtenfranz, „mir brennt's Dach über'n Kopf und ich weiß nix davon.“

Aber da packt ihn der Kommandant beim Arm. „Bei dir brennt's net“, sagt er beruhigend, „aber in Grünberg steht der ganze Ring in Flammen; spann dein Bräunl an die Spritz und fahr uns hinauf, wir dermachen es net.“

Der Fichtenfranz war sein Lebtag kein Freund von Fuhrten um Gotteslohn, darum verzieht er auch das Gesicht, als wenn er Zahnschmerzen gehabt hätt, und kratzt sich hinter den Ohren. „Mein Bräunl ist schwer krank und steht unter zwei Tierärzten“, sagt er endlich verlegen.

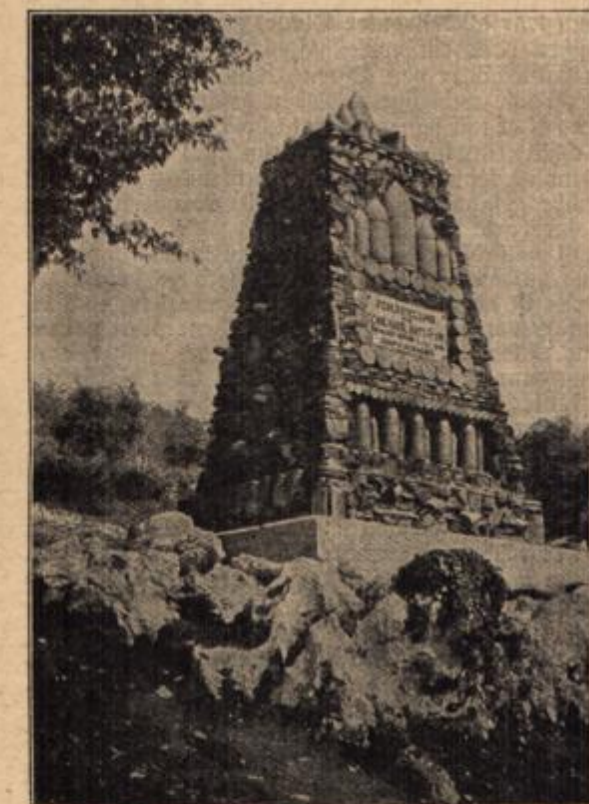
Aber der Kommandant hat seine Pappenheimer gefannt. „Nach keine Ausflucht, Fichtenfranz,“ hat er gesagt, „und spann ein, kriegst deine Fuhr gut bezahlt, dafür garantier ich dir.“

Da hat der Fichtenfranz auch nichts weiter mehr von der Krankheit und von den Tierärzten gesagt, hat aber sein Bräunl aus dem Stall gezogen und vor die Spritze gespannt. Dann hat er noch einen warmen Rod angezogen, hat sich auf den Bod gesetzt und ist mit der Feuerwehr davon gefahren.

Der ganze Ring in Grünberg ist zwar nicht in Flammen gestanden, aber die Feuerwehr hatte mit den drei brennenden Häusern vollauf zu tun gehabt.

Der Fichtenfranz hat sein Bräunl auf dem Brandplatze von der Spritze gespannt und hat es in den Hirschenhof geführt; dort hat er es bei einem Schupfen angebunden, weil ihn das Stallgeld gereut hat. Dann ist er vor das Wirtshaustor gegangen und hat dem Feuer und den Feuerwehrleuten zugeschaut, wie die sich geradert und geschwitzt haben. Er selbst ist nicht in die Nähe gegangen, denn er hat es schon aus Erfahrung gewußt, was einem alles bei einem Feuer zustoßen kann.

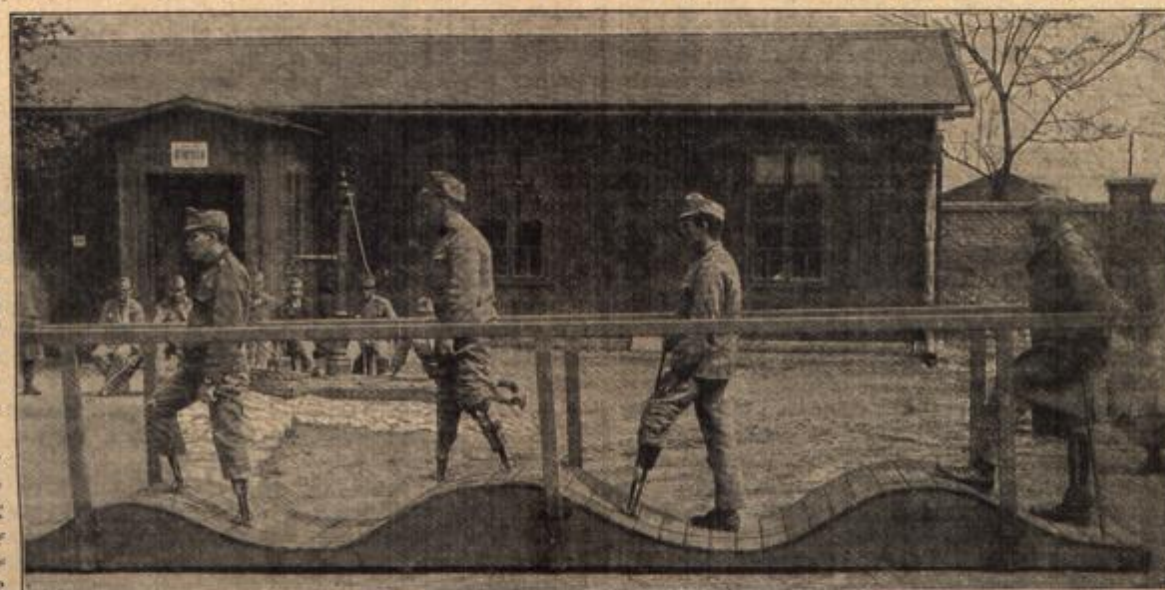
Am Ameisenhübl ist es ihm einmal passiert, wie damals das Wirtshaus gebrannt hat. Da hat er sich ein bißchen zu knapp ans Feuer herangewagt und gleich hat ihn ein Polizist an die Spritze geschoben und er hat müssen pumpen, daß ihm dabei der Schweiß von der Stirn getropft und die Haut von den Händen losgegangen ist. Nein, in eine solche Gefahr begab er sich nicht mehr — so unklug war er nicht.



Ein Denkmal der italienischen Bundesstreue, errichtet aus italienischen Blindgängern und Geschloßverwundeten an der österreichisch-italienischen Kampffront. — Klopshot, Wien.

gastliche Bewirtung hat dem Fichtenfranz ganz besonders gefallen. Gleich war er mit in der Reihe der Durstigen, hat sein blaues Sacktüchel hervorgezogen und hat angefangen, sich damit die Stirne und das Gesicht abzureiben, als wenn er gar nicht zu

End läm, den perlenden Schweiß abzutrocknen. Er hat auch eine Maß Bier und ein tüchtiges Stück Butterbrot dazu kriegt. Jetzt war auch das Schweißtrodenen zwecklos geworden; so hat er sich denn zufrieden mit sich selbst auf den großen Stein neben dem



Gebübungen österreichisch-ungarischer Kriegsverletzte mit künstlichen Beinen im Kriegslazarett in Bresch-Browst.

ter in den Hof, und grad zurückgeprallt ist er, wie er sein Bräunl nicht mehr beim Schupfen findet. Da hat er auch schon gewußt, was die Uhr geschlagen hat. So springt er zum hinteren Tore hinaus, und da sieht er einen Planwagen eilig auf der Straße dahinfahren; all seine Kräfte nimmt er zusammen und läuft dem Gespann nach, und richtig, hinter den letzten Häußn der Stadt hat er es eingeholt, weil's da ein bißl bergauf gegangen ist. Ein Zigeunerwagen war's, und so, wie er sich's gedacht hat, so ist es auch gewesen, sein arms Bräunl war zur Sattl gespannt. Im ersten Augenblick hat der Fichtenfranz wolln anfangen Lärm zu schlagen und Spektakel zu machen und den Pferden hat er in die Zügel fallen wollen; dann aber hat er sich das Wagnis erst noch einmal überlegt und hat es dann aber weislich bleiben lassen. — Auf diese Art kommt' er aber nicht zu seinem Bräunl kommen!

So faßt denn der Fichtenfranz einen andern Plan. Geschickt, wie ein Fischl, springt er nun hinten auf und fährt mit, und es war die höchste Zeit, denn es ist schon wieder in Galopp bergab gegangen, da hätt' er können nicht mehr nachlaufen. Jetzt hat er sich an beiden Seiten angehalten, und geduckt hat er sich, so viel er konnt, damit seine braunen Reifegenossen nix von seiner Anwesenheit gemerkt haben. Wenn dann die Fahrt durch Silberbach ging, wollte er die Pferdediebe gehörig hineinlegen. Mitten auf dem Ring wollt' er Feuer und Hülse schreien, so laut er nur konnt, und dann mochten sich die Zigeuner freuen, denn die Silber-



Sommerfreuden auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Phot. As Erdels Ullas.

Freuden auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Phot. As Erdels Ullas.

Tor zum „Hirschen“ niedergelegt und hat sich Brot und Bier recht gut schmecken lassen.

Grad wie er mit dieser angenehmen Beschäftigung fertig war, da kommt es ihm vor, als wenn ein Wagerl beim hinteren Dorfe hinfährt, und da ist sofort eine gar seltsame Angst in ihm aufgestiegen. Nichts Gutes ahnend, steht er sofort auf und läuft hinter

er in den Hof, und grad zurückgeprallt ist er, wie er sein Bräunl nicht mehr beim Schupfen findet. Da hat er auch schon gewußt, was die Uhr geschlagen hat. So springt er zum hinteren Tore hinaus, und da sieht er einen Planwagen eilig auf der Straße dahinfahren; all seine Kräfte nimmt er zusammen und läuft dem Gespann nach, und richtig, hinter den letzten Häußn der Stadt hat er es eingeholt, weil's da ein bißl bergauf gegangen ist. Ein Zigeunerwagen war's, und so, wie er sich's gedacht hat, so ist es auch gewesen, sein arms Bräunl war zur Sattl gespannt. Im ersten Augenblick hat der Fichtenfranz wolln anfangen Lärm zu schlagen und Spektakel zu machen und den Pferden hat er in die Zügel fallen wollen; dann aber hat er sich das Wagnis erst noch einmal über-

legt und hat es dann aber weislich bleiben lassen. — Auf diese Art kommt' er aber nicht zu seinem Bräunl kommen!

So faßt denn der Fichtenfranz einen andern Plan. Geschickt, wie ein Fischl, springt er nun hinten auf und fährt mit, und es war die höchste Zeit, denn es ist schon wieder in Galopp bergab gegangen, da hätt' er können nicht mehr nachlaufen. Jetzt hat er sich an beiden Seiten angehalten, und geduckt hat er sich, so viel er konnt, damit seine braunen Reifegenossen nix von seiner Anwesenheit gemerkt haben. Wenn dann die Fahrt durch Silberbach ging, wollte er die Pferdediebe gehörig hineinlegen. Mitten auf dem Ring wollt' er Feuer und Hülse schreien, so laut er nur konnt, und dann mochten sich die Zigeuner freuen, denn die Silber-

Freuden auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Phot. As Erdels Ullas.

eingehend, Liebe heucheln muß, ich würde in Onkel Alfreds Mahnruf einstimmen: „Bleibe ledig, ledig, ledig!“

Also teuere Mutter, auf Wiedersehen zu meiner Verlobung mit meiner angebeteten Laura.

Dein glücklicher Sohn Oskar.

Das mysteriöse Bild.

Einer Tatsache nach erzählt von W. Berger. (Nachdruck verb.)

In schwarzumrandetes Briefchen flatterte eines Tages auf meinen Schreibtisch; es war die Todesanzeige meines lieben Onkels Franz, der in einer kleinen Stadt in der Pfalz ein beschauliches Leben geführt hatte und von dem wir wußten, daß er seit einiger Zeit recht leidend war. Die Nachricht überraschte uns nicht unvorbereitet, da mein Onkel, ein 78-jähriger Junggeselle, von einer heimtückischen Krankheit befallen war und der ihn behandelnde Arzt uns bereits mitgeteilt hatte, daß eine Hoffnung auf Besserung nicht bestände.

Meine Frau hatte ganz besondere Freundschaft mit meinem Onkel geschlossen und war über den Tod desselben eigentlich mehr betrübt wie ich. Da wir die einzigen nächsten Verwandten waren, die bezüglich einer Erbschaft in Frage kamen und in dem kleinen Städtchen in der Pfalz mein Onkel keine Verwandtschaft besaß, sogar ein sehr zurückgezogenes Leben geführt hatte, beschlossen wir, unverzüglich nach Bellheim, wo mein Onkel gewohnt hatte, abzureisen.

In Bellheim angelangt, sorgten wir, daß Onkel Franz' sterbliche Reste in geweihter Erde beisetzt wurden.

Unsere Bemühungen, ein vollständiges Testament zu finden, waren von Erfolg, wir fanden das Dokument in einer Schublade seines Schreibtisches. Wie nicht anders zu erwarten, hatte derselbe mich zum Universalerben eingesetzt. Der kleine Hausrat stellte keinen großen Wert vor, an barem Gelde fanden sich 45 Mark und 15 Pfennige vor, ferner ein Spartassenbuch über ein Guthaben von 108 Mark. Weitere Sachen von Wert konnten wir nicht entdecken, das wunderte uns sehr, da wir wußten, daß mein Onkel, wenn nicht gerade reich, doch früher über ein kleines Vermögen verfügt hatte. Doch unsere Erkundigungen blieben erfolglos, so daß wir mit dem Vorhandenen vorlieb nehmen mußten. Das Haus, in dem er gewohnt, war nicht sein Eigentum, wir brauchten also nur das vom Hausrat zu verkaufen, was für uns interesselos war. Eine kleine Kiste voll Sachen nahmen wir dann mit nach Hause. In dieser Kiste befand sich auch ein Bild meines Onkels in einem einfachen schwarzen Holzrahmen gespannt, das ich als Andenken und auf speziellen Wunsch meiner Frau mitnahm.

In unsere Wohnung paßte eigentlich das alte vergilbte Bild nicht recht herein, und da es eine Größe von 75 zu 68 Zentimeter hatte, ließ es sich auch schlecht plazieren. Schließlich einigten wir uns, es über die Tür im Wohnzimmer aufzuhängen.

Hier hat es nun jahrelang gehangen und uns in unserer Häuslichkeit zugehört. Vier Jahre waren in das Land gegangen, meine Frau lag krank im Bett, das Geschäft, in welchem ich tätig gewesen, war falliert, die Kinder standen noch nicht auf eigenen Füßen und kosteten viel Geld; so kam es, daß ich, der auch nicht so schnell eine Stellung wieder erhalten konnte, in Geldverlegenheit geriet. Die paar Mark, welche wir uns gespart hatten, waren schnell verausgabt, ich sah den Zeitpunkt kommen, wo nur der Verkauf von Möbeln uns vor dem Hungerleiden retten konnte.

Es war an einem unfreundlichen Novemberabend, meine Frau hatte sich soweit wieder erholt, daß sie neben mir auf dem Sofa sitzen konnte, die Kinder lagen bereits in ihren Betten. Wir sprachen beide über das Trübselige unserer Lage und beschlossen, den nächsten Tag ein Inventar aufzugeben, in dem wir einige Sachen unseres Hausstandes zum Verkauf ausschreiben wollten. Ich nahm Tinte und Papier zur Hand und wollte eben mit der Aufsetzung des Inventars beginnen, als meine Frau einen Blick auf das Bild meines verstorbenen Onkels warf und bemerkte:

„Guter Onkel, du hättest auch an unser Unglück nicht gedacht.“

Ich sah nun auch zu dem Bilde empor, mir kam es vor, als wenn ich der Kopf des Onkels bewegt habe, doch ich kann mich getäuscht haben, Tatsache jedoch war, daß das Glas des Bildes plötzlich mit lautem Knall zerbarst, dann veränderte das Bild seine Lage und fiel mit lautem Gepolter auf den Boden. Da es nun über der Tür gehangen hatte, fiel es erst auf den Türrah-

men, überschlug sich und stürzte mit der Verglasung nach unten in die Stube, wo es total geborsten und demoliert liegen blieb.

Meine Frau stieß einen Laut des Schreckens aus, auch ich war so sehr überrascht, daß ich einige Minuten sprachlos war. Dann aber raffte ich mich auf und trat zu dem Bilde, um den Schaden näher zu betrachten. Ich nahm die einzelnen Stücke vorsichtig auf, doch wie ich den hinteren Pappdeckel des Bildes aufhebe, erschrak ich so heftig, daß ich mich an der Wand stützen mußte, um nicht zu fallen. Vor mir lagen, sauberlich, zwischen Passepartout und Pappdeckel, die ganze Fläche des Bildes bedeckend, Banknoten aller Art, die Erbschaft des Onkels Franz.

Rasch hatte ich mich von meinem Schrecken erholt, dann legte ich dies Tablett voll Banknoten vor meine Frau auf den Tisch, die vor Freude in Tränen ausbrach. Es waren rund 32 750 Mark, die mein guter Onkel auf so eigenartige Weise verwahrt hatte, doch viel eigenartiger erschien mir der Umstand, wie uns

gerade im Augenblick größter Not, nach vier langen Jahren, der Segen des Onkels zuteil wurde. Hier waltete offenbar eine weit fürsorglichere Hand, die eingreift, wenn die Not am größten ist.

Das Geld hat Segen gebracht, und wenn ich heute das Bild meines Onkels, das in einem hübschen Goldrahmen prangt, ansehe, dann muß ich unwillkürlich an den Abend denken, an welchem wir auf so rätselhafteste Weise von ihm beglückt wurden.

Begierbild.



Wo ist der kleine Onkelbild?

Hütet euch vor Feuersgefahr!

Diesen Mahnruf sollte alt und jung beherzigen. — Die Verhütung von Feuersgefahren ist viel leichter als die Löschung eines Brandes. In der Stadt selbst kann nicht stets sofort Hilfe zur Hand sein, wodurch schon manches Menschenleben verlustig gegangen ist. Unachtsamkeit der Eltern, fahrlässiges Spielen mit

Streichhölzern haben schon viele Feuersgefahren heraufbeschworen. Für Mütter gelte als ernstster Warnungsruf: „Lasse deine Kinder nicht allein im Zimmer, wenn das Feuer im Ofen brennt und lasse sie auch niemals in die Nähe des Ofens, solange dieser noch nicht geschlossen ist“. Wäschestücke dürfen auch nicht in der Nähe des Ofens zum Trocknen aufgehängt werden. Ebenso gefährlich ist es, kleinen Kindern gefüllte Streichholzschachteln zum Spielen zu geben. Auch beim Anstreichen der Zündhölzer beachte man die nötige Vorsicht. Es kann bei zu hartem Anstreichen leicht eine brennende Kappe lospringen und mit Blizeschnelle irgendwo einen Brand im Zimmer entfachen.

Sehr wenig Beachtung schenkt man leider noch den Petroleumlampen, die ständig tadellos sauber gereinigt sein müssen, damit jegliche Explosionsgefahr vermieden wird. Auch darf man brennende Lampen nie in der Nähe von Gardinen aufstellen, ebenso kein offenes Licht. Ein Zugwind kann hier schon die Ursache eines Brandes werden. Mit offenem Licht darf man keine Boden- oder Kellerräume betreten. Bei Spiritus- und Petroleumlampen, ebenso bei Petroleumlampen, darf man niemals bei brennender oder verlöschender Flamme nachfüllen. Dadurch ist schon manches Menschenleben vernichtet worden. — Auch beim Benutzen von Benzin sei man recht vorsichtig. Man reinige Kleidungsstücke mit Benzin nur am Tage und niemals in der Nähe eines brennenden Ofens oder eines glühenden Gegenstandes, z. B. eines heißen Plättchens. Dann kann durch das Reiben schon eine Flamme entstehen, die auch die Benzinflasche zum Explodieren bringt und großes Unheil anrichten kann. Brennendes Petroleum läßt sich nicht mit Wasser löschen, sondern durch Decken oder Kleidungsstücke ersticken. Am besten eignet sich dazu Sand oder ausgeglühte Asche.

Wer Gas oder elektrisches Licht in seiner Wohnung besitzt, hat dadurch manche Feuersgefahr verringert. Wer sorgsam in seinen Handlungen ist, wird auch viel weniger Sorge wegen einer Feuersgefahr zu haben brauchen. Eine recht üble Angewohnheit vieler Leute ist es, eine brennende Petroleumlampe auszublasen. Dadurch kann die Flamme in den Petroleumbehälter bringen und so die Lampe explodieren. Dem Betroffenen kann durch die in die Höhe schlagende Flamme das Gesicht verbrannt oder das Augenlicht geraubt werden, wenn nicht sein gesamter Körper zu brennen anfängt, und dann gibt es schwerlich noch eine Lebensrettung. Wenn man den Docht der brennenden Petroleumlampe fest hinunterschraubt, dann geht die Lampe von selber aus und es kann kein Unglück passieren.

Alfred Weller

Die Zwei.

Sie saßen im Dämmern beisammen
Und hielten sich fest bei der Hand,
Sie dachten der lodernen Flammen
Weit draußen im Westenbrand.

Es war ihnen nicht ums Reden,
Doch fühlten das selbe die zwei;
Den gleichen Weg ging ihr Beten,
Ihr Einziger war ja dabei.

Sie grüßten einander mit Nicken,
Und lächelten leise sich zu,
Und stand doch in ihren Blicken
Die Angst vor der nächtlichen Ruh.

Sie wünschten nach bleiernem Wandern
Der Stunden sich gute Nacht,
Und wußten doch eines vom andern,
Daß es sie in Sehnsucht durchwacht.

Johanna Weistich.



Unsere Bilder



Die schwedische Hafenstadt Helsingborg. Die schwedische Regierung hat kürzlich beschlossen, die wichtige Hafenstadt Helsingborg mit starken Befestigungsanlagen zu versehen, da auf diese Weise die Stadt den ganzen Sund beherrschen würde, dessen Neutralität in letzter Zeit bekanntlich durch russische Kriegsschiffe verletzt worden ist.

Eine neuartige Tragbahn im deutschen Sanitätswesen, welche den Vorzug hat, leicht transportabel und durch ihre Kürze in den engen Schützen- und Verbindungsgräben gut verwendbar zu sein.

Herr Hofrat Prof. Dr. Johannes v. Ranke, berühmter Münchener Anthropologe, starb im 80. Lebensjahr. Er war ein Neffe des weltbekannten Historikers Leopold v. Ranke, aus Thurnau in Oberfranken gebürtig, und seit 1869 Professor in München, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Ordinarius für Anthropologie und allgemeine Naturgeschichte, sowie Direktor der anthropologisch-vorgeschichtlichen Staatssammlungen und der gleichnamigen Institute der Universität. In weiten Kreisen bekannt wurde er namentlich durch sein zweibändiges Werk „Der Mensch“.

Allerlei

Teure Einsicht. Gnädige Frau: „Lieber Mann, ich bin jetzt endlich zu der Einsicht gekommen, daß so ein Ball das langweiligste Vergnügen der Welt ist.“ — **Gatte:** „Und darum mußt du hundertfünfzig Mark opfern?“ — **Gnädige Frau:** „Nun, ist dir denn diese gute Einsicht keine hundertfünfzig Mark wert?“

Der Freimut des Gelehrten. Dem am 15. Oktober 1891 aus dem Leben geschiedenen Germanistenprofessor Jarnde in Leipzig wurde während der Kriegsjahre 1870/71 die besondere Auszeichnung zuteil, das Rektorat der Universität Leipzig zwei Jahre hintereinander zu bekleiden. Aus dieser Zeit stammt folgende, in Leipzig oft erzählte hübsche Anekdote: Gelegentlich einer Audienz beim König Johann hatte Jarnde bemerkt, daß den höheren Vertretern des Militärs beim Eintritt in das Audienzzimmer beide Flügeltüren geöffnet wurden, vor seinem Eintritt dagegen die eine derselben geschlossen wurde. Als Jarnde nicht eintrat, ließ der König nach dem Grunde seines Ausbleibens fragen, worauf jener antwortete: „Sagen Sie Er. Majestät, der Vertreter der Universität Leipzig ginge nicht durch eine Tür.“ — Dem König, der selbst mehr Gelehrter als Soldat war, gefiel dieser stolze Freimut und er ließ dem Gelehrten sofort beide Türen zum Eintritt öffnen.

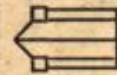
Auch eine Denkmünze. Anno 1679 rückten die Dänen mit großer Kriegsmacht vor Hamburg, mußten indes nach längerer, fruchtloser Belagerung wieder abziehen. Die Hamburger ließen zum Gedächtnis dessen eine Münze schlagen, die auf der Vorderseite folgende Inschrift trug:

„Der König von Dänemark ist vor Hamburg gewesen,
Was er ausgerichtet, ist auf der andern Seite zu lesen!“

Auf der andern Seite aber stand — nichts.

„Lauter Füße — kein einziger Kopf.“ Das Nationaltheater in Wien war in den ersten Jahren seines Bestehens auch sehr bescheidenen künstlerischen Ansprüchen nicht gerecht geworden, weil es nur über knapp mittelmäßige Darsteller verfügte, und weil es nichts wie untergeordnete französische Stücke aufführte. Um es auf eine würdigere Stufe zu heben, wurde im Jahr 1780 der geniale Mime Friedrich Ludwig Schröder zu seinem Direktor ernannt, dem nach seinen bisherigen Erfolgen der Ruf bahnbrechender Größe voranging. — Wie sich jeder leicht denken kann, begrüßte der bisherige Leiter seinen Nachfolger mit recht gemischten Empfindungen und führte ihn am Abend seines Eintreffens banger Ahnungen voll in die Vorstellung. Beide saßen nebeneinander im Zuschauerraum. Schon als der Vorhang aufgehen sollte, fingen seine Befürchtungen an in Erfüllung zu gehen. Der Maschinist beging irgendein Versehen, infolgedessen der Vorhang sich nur so weit erhob, daß er die vor der Rampe aufgestellten Schauspieler nicht weiter als bis zur Kniehöhe sichtbar werden ließ. Natürlich schlugen die wutvollen Wiener Theaterbesucher ein helles Gelächter an, in das wider Willen und trotz seiner bänglichen Stimmung auch Schröders Nachbar einstimmen mußte. Auch

Schröder selbst lachte und wendete sich in seiner gewohnten Schlagfertigkeit an seinen Kollegen mit der freimütigen Bemerkung: „Da sehen Sie, lieber Herr Stephanis, ein treues Abbild Ihrer vielgerühmten Wiener Kunst — lauter Füße, aber kein einziger Kopf dabei!“ C. D.



Gemeinnütziges



Neue Federn schreiben oft schlecht. Das empfindet jeder, der viel schreibt, mit Unbehagen. Das lästige Versagen mit nachfolgendem, zu diesem Einfließen wird vollständig vermieden, wenn man die neue Feder einigemal in ein rohes Kartoffelstückchen steckt. Auch Federn, die von Tinte verkrustet sind, werden so wieder glatt.

Wenn die Politur der Möbel Schrammen bekommen hat, dann empfiehlt es sich, sie mit Leinölfröhen mit Hilfe eines Wollappens abzuwischen, bis die Schrammen verschwunden sind.

Am Blumentohl bis lange in den Winter frisch zu erhalten und die unausgewachsenen Köpfe weiter auszubilden, werden die Pflanzen vor

Eintreten des Frostes mit samt dem Wurzelballen aus dem Boden genommen und im Keller in ein langes, trogartiges Gefäß dicht nebeneinandergestellt, so daß die Wurzeln vollständig unter Wasser stehen. Das Wasser muß aber öfter erneuert werden.

Beilagen kann man mit leichter Mühe im Winter zum Blühen bringen, wenn die Pflanzen zum Herbst in Töpfe gesetzt und in einen leeren Mistbeetkasten oder eine ausgeworfene Grube gesetzt und mit etwas Laub umgeben werden. Im Winter kommen sie dann an das sonnige Fenster einer nicht geheizten Stube, da im warmen Zimmer das Wachstum der Blätter zu sehr gefördert wird, worunter die Blühwilligkeit leidet.

Kartoffelkraut enthält Kali und ist infolgedessen ein wertvoller Viehfuttermittel. Das Kraut kann gleich nach der Ernte auf die Wiesen gefahren und ausgebreitet werden. Die Winterfeuchtigkeit laugt das Kali aus und führt es der Wiese zu, deren Gräser außerdem durch das ausliegende Kraut einen Kälteschutz erhalten.

Kerbelsträußen gedeihen im ersten Jahre nach der Aussaat nicht besonders, man erhält Kübchen, die kaum größer als eine Bohne sind. Die Kübchen steckt man im Herbst in 10 Zentimeter weite Reihen, 5 Zentimeter weit in der Reihe von einander. Im nächsten Jahre fällt die Ernte gut aus, besonders wenn bei Trockenheit gut gegossen wird. Dadurch wird auch die Samenbildung verhindert.

Bei ausgedehnten Verbrennungen ist das Leben des Verletzten

gefährdet, und zwar weniger durch die Verletzung an sich, sondern durch die Gefahr einer Herzschwäche und Lungenentzündung. Bis zur Ankunft des Arztes aber reiche man dem Patienten reichlich Wein oder Wrog.

Auflösung.

M
HAM
TIGER
GENDARM
MAGDEBURG
LEMBERG
LAURA
ORB
G



Winter.

„Du, Kutscher, sind die Kule auch so fix, daß wir in einer Stunde zum Bahnhof Garmisch kommen?“
„Das glaubst — wann die merken, daß i a guat Tringeld kriegt hab', laufens wie a Automabul!“

Verwandlungs- rätsel.

In Nacht und Nebel
Wir lauslos 's Wort
mit a.
Zum Mittagessen haben
Das Wort mit a wir da.
Walther Kelling.

Silben-Zigur.

1	2
3	4
5	6

- 1 — 1 Kolerwort.
- 1 — 2 Amerikan. Stadt.
- 1 — 2 — 4 Trappenschau.
- 1 — 5 — 2 — 3 Aberlicht.
- 1 — 6 Zeuge.
- 2 — 6 Widlagsschlagung.
- 3 — 3 Kolerwort.
- 3 — 4 Insekt.
- 5 — 2 Weibl. Borneame.
- 5 — 3 — 4 Wanderschirte.
- 5 — 6 Bezeichnung.

Öskar Legler.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.